

Bildung und Pastoral
Herausgegeben von
Reinhard Feiter und Judith Könemann

Band 4

Hadwig Ana Maria Müller

Theologie aus Beziehung

Missionstheologische
und pastoraltheologische Beiträge

Herausgegeben von
Reinhard Feiter, Monika Heidkamp
und Marco Moerschbacher

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2020 Matthias Grünewald Verlag
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: © Qweek / iStock.com
Lektorat und Satz: Daniela Kranemann, Fa. Corrigenda, Erfurt
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7867-4028-5

Inhalt

Statt eines Vorwortes	7
-----------------------------	---

I. Beziehung als Schlüssel

Sprechen von Gott im Nachdenken eigener Erfahrung	11
Sprechen der Sprachlosen	27
Der Hunger nach Brot – das Begehren des anderen	39
Option für die Armen. „Das Schwache der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen.“ (1 Kor 1,27)	47

II. Missionarisch wider Willen

Richtungswechsel im Wie des Zusammenlebens	73
Mission und Vision. Ausstrahlende Gemeinden – anziehende Christen	89
Mission als Beziehungsgeschehen verstehen. Thesen für ein Gespräch mit Gedanken Karl Rahners	109
„Nur eine arme Kirche wird eine missionarische Kirche sein“ (Roger Card. Etchegaray, 22-5-2001)	119

III. Voneinander lernen

Kontextualität als normative Kategorie in der Praktischen Theologie. Plädoyer für die Weiterführung einer Debatte	129
Günstige Bedingungen für internationale theologische Lernprozesse ..	147
Was macht den Unterschied aus? Bericht von einer Gemeindestudie in Aachen	161
Von der positiven Kraft der Unterschiede. Fremdheit als Voraussetzung für ökumenisches Lernen	181

IV. Vertrauen in den Weg

Im Übergang zu einer noch nicht gewussten Kirche	187
Was macht den Unterschied der Initiativen der französischen Kirche aus? Theologisches Handeln und handelnde Theologie	201
Gemeinden und Leitung im Bistum Poitiers	221
Wo das Wort zur Lebensquelle wird. Gottesdienste örtlicher Gemeinden in Brasilien und in Frankreich	249

V. An kein Ende kommen

An der Seite des Anderen – Weggemeinschaft mit jungen Menschen	265
Nichts ist mehr das, was es ist. Begegnung mit einer subversiven Mystik im Leben armer Frauen in Brasilien	279
Kraft zum Leben	293
Glauben – was ist das eigentlich?	309

Reinhard Feiter – Monika Heidkamp – Marco Moerschbacher

Eine Übersetzerin Biographisch-bibliographische Notiz	323
Bibliographie Hadwig Ana Maria Müller 1983–2020.....	327
Ausführliches Inhaltsverzeichnis	343

Statt eines Vorwortes*

In meiner brasilianischen Zeit wurde ich auf eine Dimension des Lebens aufmerksamer, die so alltäglich und selbstverständlich zu sein scheint wie die Luft, die wir atmen, so dass wir gar nicht bemerken, dass wir ohne sie nicht leben könnten. Ich meine die Tapferkeit und die Großmut, mit der Millionen von Menschen jeden Tag aufs Neue zustimmen zu leben und anderen ermöglichen, ihrerseits an diesem Tag leben zu wollen.

Diese millionenfachen Gesten der Zustimmung zu einem mühsamen und glanzlosen Leben, in dem sie mindestens äußerlich durch nichts gerechtfertigt sind, enthalten so viel Vertrauen, so viel sich verschenkende Liebe, dass theologische Arbeit nicht darauf verzichten kann, aus dieser Quelle zu schöpfen, indem sie mit der Aufmerksamkeit für das beginnt, was allzu gewöhnlich zu sein scheint.

Mit einer Aufmerksamkeit, die imstande ist, gerade in dem, was sich jeden Tag zu wiederholen scheint, das Neue und Unerhörte wahrzunehmen, dient die theologische Arbeit dem Leben. Indem sie die von ihr mit Staunen wahrgenommenen Hinweise auf Glauben, Liebe und Hoffnung in den winzigen Gesten der Menschen aufhebt und sammelt und sie ihnen zurückgibt, die davon meistens nichts wussten, trägt sie dazu bei, dass die Menschen im Bewusstsein ihres Wertes und ihrer Freiheit und Verantwortung für das Leben wachsen können.

Hadwig Ana Maria Müller

* Der Text entstammt einem unveröffentlichten Beitrag zu einem Symposium mit Theologinnen und Theologen aus Brasilien, Frankreich und Deutschland, das unter dem Titel „Démarches théologiques en dialogue“ vom 2. bis 6. Juni 2006 in der Nähe von Annecy (Haute-Savoie) stattfand.

I. Beziehung als Schlüssel

Sprechen von Gott im Nachdenken eigener Erfahrung*

Ist es etwas Besonderes, seinen eigenen Erfahrungen in der Beziehung zu Menschen, in der Beziehung zu Gott nachzudenken und auf dem Weg dieses Nachdenkens zu Aussagen zu kommen, die „theologisch“ genannt werden können? Es geschieht vielleicht häufiger als „man“ weiß. Wer weiß es nicht? Wer in solcher Weise theologisch nachdenkt, nimmt selbst oft keine Kenntnis von dem, was er oder sie tut; und noch weniger nehmen es jene zur Kenntnis, die mit dem Sprechen von Gott beruflich befasst sind. Ihnen ist die Rede von Gott vielfach zu einem Ort geworden, in dem sie sich so gut auskennen, dass tastendes, suchendes Denken unnötig zu sein scheint. Weder ihre eigenen Erfahrungen – und die von diesen bewegten und noch unbekanntem Gedanken – noch die Sprechversuche anderer scheinen hierher zu gehören. Das Sprechen von Gott im Nachdenken eigener Erfahrung kommt unsicher daher, es ist angreifbar, wer so spricht, setzt sich aus, riskiert etwas. Es geschieht daher eher leise und zögernd, und es ist ihm vielleicht deswegen auch gar nicht wichtig, zur Kenntnis genommen zu werden. Es geschieht jedoch, und es ist die Lebensquelle glaubwürdiger theologischer Aussagen. Allerdings sind eigene Schwierigkeiten und Herausforderungen damit verbunden. Von ihnen zu berichten, halte ich an dieser Stelle aus mehreren Gründen, die ich kurz ansprechen möchte, für sinnvoll.

Ein Grund hat mit der Person des Theologen zu tun, der mit dieser Festschrift geehrt wird und der mir gestatten wird, dass ich ihm voraus einen anderen nenne. Zuerst war es für mich Bernhard Welte, der wie kaum sonst ein Theologe zum Nachdenken eigener Erfahrung und zum Sprechen von Gott in Treue zu dem, was sich diesem Denken zeigt, ermutigt hat. Diese Ermutigung entsprach meinem eigenen Bedürfnis als Theologiestudentin, und noch mehr verstärkte sie genau das, was für mich das Theologiestudium zu einer schöpferischen Arbeit machte, an der ich Freude hatte. Von Bernhard Casper erfuhr ich diese Ermutigung dann persönlich,

* Zuerst erschienen in: St. Bohlen / I. Feige / A. U. Müller / G. Ruff (Hg.), *Denkend vom Ereignis Gottes sprechen. Die Bedeutung der Philosophie in der Theologie. Bernhard Casper zum 65. Geburtstag von seinen Schülerinnen und Schülern* (Tagungsberichte der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg), Freiburg i. Br. 1997, 124–142.

nicht nur als Theologin, sondern gerade auch in der Zeit, in der ich in einem gewissen Sinn von der Theologie Abschied nahm und mich in das Leben am Rand der brasilianischen Gesellschaft einfügte, so gut ich konnte. In Rundbriefen an die in Deutschland zurückgelassenen Freundinnen und Freunde erzählte ich winzige Geschichten von den kleinen Leuten, unter denen ich lebte. Bernhard Casper nahm diese Geschichten mit einer so nachdenklichen und vorbehaltlosen Öffnung für das Neue auf, dass ich selber noch einmal aufmerksamer wurde im Hinhören und Hinsehen auf die Armen.

Der andere Grund hat mit dem Thema dieses Buches zu tun. Es geht um Theologie und Philosophie: Sprechen von Gott und freundschaftliche – vorbehaltlose und nachdenkliche – Öffnung für die „Weisheit“, die nicht in unnahbarer Ferne zum Menschen verbleibt, sondern ihn berührt und verändert und sich in solchen „Erfahrungen“ zeigt. Wenn dies als ein Verständnis von Philosophie gelten kann, ist es nicht unmöglich, das „Nachdenken eigener Erfahrung“ oder „Gespräch mit eigener Erfahrung“ der Philosophie zuzuordnen. Mich interessiert nun besonders das „und“ zwischen Theologie und Philosophie, also die Frage: Wie komme ich im Gespräch mit eigener Erfahrung zum Sprechen von Gott? Mein Interesse an dieser Frage rührt daher, dass ich schon von ihr betroffen – und in ihr engagiert bin.

Hier liegt für mich schließlich ein letzter Grund, um vom theologischen Nachdenken im Ausgang von eigener Erfahrung zu sprechen. Die darin enthaltenen Schwierigkeiten habe ich als Hindernisse, als Grenzen, als massiven Widerstand – und dann auch als Öffnungen, als Anstoß zum Weitergehen und als Chance „erfahren“. Die überraschend positive Seite der Schwierigkeiten scheint mir gerade als erfahrene, als durchlebte, eine Mitteilung wert zu sein. Aus diesem Grund nehme ich mir die Freiheit, von meinem eigenen Versuch theologischen Nachdenkens im Gespräch mit meiner Erfahrung zu erzählen.

Ich werde es in drei Schritten tun. Zunächst geht es um die „eigene Erfahrung“ – und um die Entdeckung, dass sie nicht so einfach zu identifizieren ist. Dann geht es um das „Nachdenken und -sprechen eigener Erfahrung“ – und um die Entdeckung, dass zum nachdenkenden Schreiben nicht nur Sprechen, sondern auch Stummbleiben gehört. Schließlich geht es um das „Sprechen von Gott“ im Nachdenken eigener Erfahrung – und um die Entdeckung, dass ich erst in der Beziehung zu Gott von ihm sprechen kann und dass erst in dieser Beziehung „meine Erfahrung“ theologisches Nachdenken auf den Weg bringen kann. Ich bitte um Nachsicht,

weil sich diese drei Schritte – das zeigen schon die Titel – wie in einer in Kreisen weiterlaufenden Bewegung überlagern werden.

1. „Eigene Erfahrung“

Welches ist meine „eigene Erfahrung“? Zunächst identifizierte ich sie als jene Erfahrung, von der ich wusste, dass sie mich bereichert hatte, und über die ich nachdenken und die ich mitteilen wollte, um ihren Reichtum mit anderen zu teilen: Das ist die Erfahrung des Zusammenlebens mit verarmten kleinen Leuten am Rand der Riesenstadt São Paulo und im trockenen Hinterland des Ceará. Eine Begegnung in Deutschland, mit Frauen und Männern einer Gemeinde der Armen im Nordosten Brasiliens, hatte – damals arbeitete ich in meiner ersten Stelle als Theologin – in mir einen Mangel geweckt. Die Gesichter und Geschichten, das Leben dieser Menschen begannen mir zu fehlen. Jahre später folgte ich dem Bedürfnis, für eine Weile ihr Leben zu teilen. Tatsächlich ergab es sich, dass ich nicht innerhalb eines schon fest umschriebenen Projekts ausreiste. So hatte ich teil am Alltag der Armen in seiner Bedeutungslosigkeit und in allem, was ihn für mich bedeutsam machte, an seiner Enge und Bedrücktheit und an seiner Freundlichkeit und Weite. Durch die Dauer wuchs diese Teilhabe zur wechselseitigen Anteilnahme. Im Mit-leben entstand eine Verbundenheit durch gemeinsam bewohnte Zeiten und Räume, durch gemeinsames Arbeiten und Feiern, gemeinsam durchlittene Schwierigkeiten und gemeinsam gewagte kleine Schritte des Auszugs aus bedrückenden Situationen. Diese anspruchslose Weise des Mit-lebens mit den Armen ermöglichte mir eine Erfahrung mit anderen, die zugleich eine Erfahrung mit mir selber war: Ich begegnete der Fremdheit der Armen und darin meiner eigenen Fremdheit.

Am Anfang gab es Dinge, Menschen, Gespräche, die ich entbehrte. Ich musste die von niemandem zu beantwortende Frage aushalten, ob es dies war, was ich gesucht hatte. Es nützte niemandem, dass ich da war; das Gefühl, eigentlich überflüssig zu sein, bedrängte mich manchmal. Auch Enttäuschungen, Missverständnisse, Unsicherheiten gab es. Aber ich erinnere mich, dass etwas anderes stärker war, was mich schnell aus dem Kreis meiner Zweifel herausholte. Befreiend wirkten die überraschenden Begegnungen mit allem, was mir neu war. Dazu gehörte nicht nur das, was mir an den Armen, in deren Umgebung ich lebte, als fremd auffiel, sondern auch das, worüber sie ihrerseits bei mir stolperten, und

das, was ich selber an mir erst in dieser fremden Umgebung als fremd wahrnahm. Diese alltäglichen Begegnungen mit der Fremdheit weckten meine Neugier, machten jeden Tag zu einer Verheißung neuer Entdeckungen; sie hatten etwas Belebendes.

Es war mir klar, dass die an den Rand der brasilianischen Gesellschaft gedrängten oder schon zu den Ausgeschlossenen dieser Gesellschaft gehörenden Armen, an deren Seite ich lebte, das meiste von dem, was ich bisher selbstverständlich in Anspruch nahm, nicht besitzen. Zugleich zeigte sich mir nun, dass ihnen eine Art und Weise des Lebens, des Fühlens und Handelns, des Sich-ausdrückens und Denkens zu eigen ist, die mir abgeht und die meine Gewohnheiten, meinen Lebensstil, mein „So-sein“ in Frage stellt. Das kam mir in den Momenten eines spontanen inneren Ausrufs zum Bewusstsein: „So könnte ich nicht leben! So würde ich nicht handeln, nicht sprechen, nicht denken – so würde ich nicht fühlen können!“ Die bereichernde Qualität meiner Fremdheitserfahrung mit den Armen hing damit zusammen, dass sie sich bei mir im Bewusstsein eines Mangels, eines Fehlens niederschlug. Deswegen machte sie das Kennenlernen zu einer Annäherung, bei der die Distanz dessen, was fremd bleibt, motivierende Kraft hat und die Bewegung des Kennenlernens weiterbringt. Gerade im Bewusstsein eines Mangels auf meiner Seite lag der Reichtum der im Zusammenleben mit den Armen widerfahrenen Fremdheit. Dieser merkwürdige „Reichtum“ bewegte mich dazu, im Nachdenken meiner Beziehung zu den Armen noch einmal auf sie zuzugehen.

Der erstaunliche Reichtum dieser – zurückliegenden und mich begleitenden – Erfahrung mit den Armen in Brasilien machte es mir schwer, im Verhältnis dazu die Bedeutung späterer aktueller Erfahrungen in Deutschland, im Zusammenhang der „Rückkehr“, zu erkennen. Ich wusste von Erfahrungen von Fremdheit, die mich nicht belebten, sondern eher lähmten; und ich wusste auch von Erfahrungen, die mir Anstöße gaben, mich bewegten und beim Nachdenken der Erfahrung mit den Armen weiterbrachten. Aber das nachdenkende Gespräch fand nur mit dieser mich immer noch erstaunenden Erfahrung statt, die hinter mir lag. Gegenwärtige, in unterschiedlicher Weise mich betreffende Erfahrungen blieben außerhalb. Es dauerte eine Zeit, bis ich entdeckte, dass sie dazugehörten. Erst musste mir klarwerden, dass ich im Nachdenken der Erfahrungen mit den Armen tatsächlich noch einmal auf sie zuing, ohne jedoch mit einer entsprechenden Aufmerksamkeit auch auf mich zuzugehen, so wie ich jetzt lebte – und dass ich deswegen im Nachdenken nicht weitergehen konnte. Ich lernte, dass es keine Erfahrungen gab, von denen ausgehend ich zu

einem theologischen Nachdenken kommen würde wie durch einen luft- und erfahrungsleeren Raum, sondern dass mich beim erinnernden Bedenken der einen Erfahrung, deren Reichtum ich teilen möchte, andere fortwährend begleiten, deren Armut und deren Reichtum genauso bedacht werden wollen.

2. „Nachdenken und -sprechen eigener Erfahrung“

Die Belebung, die ich durch die Begegnung mit der Fremdheit der Armen erfahren hatte, drängte darauf, reflektiert und mitgeteilt zu werden. Auf der einen Seite ist sie für Menschen hier in Deutschland bzw. Europa schwer zu verstehen – wie mir Freunde immer wieder sagten –, und auf der anderen Seite wünsche ich auch für andere die von mir erfahrene Bereicherung und Belebung. Mich bewegte meine Erfahrung mit den Armen dazu, ihr Anderssein aus der Nähe zu betrachten, ihre Verschiedenheit konkret deutlich werden zu lassen, in Beispielen des Fühlens, Handelns, Sprechens und Denkens, und dabei ihre Eigenart als etwas zu erkunden, was sie positiv kennzeichnet, während es mir, die ich nicht zu den Armen gehöre, nicht gegeben ist. Ich würde die Fremdheit der Armen im Verhältnis zu dem, was mir von mir her vertraut ist, bedenken und mir zugleich meine eigene Wirklichkeit fremd werden lassen, indem ich sie neu, nämlich im Licht der Verschiedenheit der Armen, sehe. Material, um meine Erfahrungen mit den Armen zugänglich zu machen, stand mir zur Verfügung: kleine Geschichten der Rundbriefe mit Beobachtungen und Erlebnissen, die ich wie Steine aufgesammelt hatte, von denen man im Augenblick nicht weiß, warum man sie aufliest.

Mit dem Material der unterwegs aufgehobenen Geschichten und der Motivation, meine Bereicherung durch die Armen mitzuteilen, begann ein gründlicher Prozess des Nach-denkens und Nach-schreibens des in Brasilien Erfahrenen. Dabei verschob sich der Blick vom fremd Gewesenen und vertraut Gewordenen dort auf das, was nun in seiner Fremdheit (dort) anders erkannt wurde; und dabei verschob sich auch der Blick vom vertraut Gewesenen und fremd Gewordenen hier auf das, was nun (hier) anders wieder vertraut wurde. Entdeckungen, Fragen und Anfragen befruchteten sich wechselseitig. Die Belebung durch die Armen setzte sich im Schreiben von ihnen fort. Sie war darin wirksam, dass ich sie nicht zur Sprache bringen konnte, ohne dies selber wiederum als schöpferischen Prozess zu erleben.

Zugleich war ich allerdings in dieser Dynamik der mein Denken und Sprechen belebenden Erfahrung mit den Armen wie gefangen. Dem Grund dieser Belebung in mir selber kam ich nicht näher. Warum empfand ich in dem, was ihr Leben, Fühlen, Denken und Sich-Ausdrücken von dem meinen unterschied, einen Mangel auf meiner Seite? Und warum bedeutete dieser Mangel, dass ich mich durch die Eigenart der Armen bereichert fühlte? Es gab in mir die Möglichkeit, diesen Mangel zu empfinden – und ihn als belebend zu empfinden. Aber ich hatte keinen Zugang zu dieser inneren Möglichkeit. Ich hatte die Verschiedenheit meiner Freundinnen in der Weise ihres Verhaltens zu sich selbst, zum anderen, zu Gott, sorgfältig beschrieben und hatte mich dabei von meinem Erleben ihrer Fremdheit leiten lassen. Nun kam es mir so vor, als hätte mich das Schreiben von mir selber distanziert. Ich merkte es erst an der schmerzlichen Entdeckung, dass ich dabei war, mich von den Armen zu distanzieren. Diese Distanz lähmte mein Schreiben. Die Erfahrung, den Weg verloren zu haben – und vielleicht auch das Ziel, zwang mich anzuhalten, zu warten. Zum Nach-sprechen eigener Erfahrung gehörte das Stummwerden.

3. „Von Gott sprechen im Nachdenken eigener Erfahrung“

Beim Nachdenken meiner Erfahrung mit den Armen sprach ich von Gott, indem ich unter den Geschichten, die mir ihre Verschiedenheit zeigten, auch jene kleinen Gespräche nachschrieb, die mir ihre Beziehung zu Gott nahebrachten – und zwar als fremd und anziehend zugleich. Während ich den Sätzen meiner Freundinnen, die ich in dieser Weise nicht selber hätte sagen können, die mir fehlten und deren Mangel mein Sprechen in Bewegung brachte, nach-dachte, hatte ich die Vorstellung, zugleich eigener Erfahrung nachzudenken. Zwei Beispiele können das verdeutlichen. Gerade meine Aufmerksamkeit für die Gottesbeziehung jener Armen, die zu meinen Freundinnen wurden, täuschte mich eine Weile darüber hinweg, dass ich mich auf die Suche nach meiner eigenen Erfahrung in der Beziehung zu Gott machen musste. Erst als ich das tat, blieb mir das Wissen der Armen von einem demütigen Gott nicht mehr äußerlich, sondern berührte mich – in meinem eigenen „Wissen“.

3.1 Nach-sprechen der Erfahrung armer Frauen: „Gott ist demütig“

04.02.1985, São Paulo. Ich gehe – wie jeden Donnerstag – zur Erwachsenen-schule in der Straße, die überschwemmt wurde. Die „kleine Schule“ ist, nachdem sich das Wasser ein wenig verlaufen hat, Feuchtigkeit, Schimmelgeruch und Ratten verschwunden sind und der Flusspiegel wieder gesunken ist, in Mecés Hütte eingezogen, bis zum Fertigwerden des Gemeinderumes in der höhergelegenen Parallelstraße. Als wir vor einer Woche wieder anfangen und uns daran erinnern, was wir eigentlich in unserer kleinen Schule lernen, kamen überraschende Beiträge: „Wir lernen, was das ist: eine Zusammenkunft, eine Gruppe, Kommunikation, dass es einen Wert hat, sich auszutauschen, zusammen für etwas zu kämpfen ...“. Heute regnet es, und ich rechne fest damit, dass niemand erscheint, aber um halb neun sind doch einige beisammen. Rosalina und Quitéria formen Worte und Sätze mit Silbenfamilien von „fa-mi-li-a“; Damião bemüht sich noch, die Silbenfamilien wiederzuerkennen; Edite, die mit dem Lesen weniger Schwierigkeiten hat, möchte ihre Schrift verbessern und übt Kalligraphie; Tita, die geistig behindert ist und über das Imitieren und Auswendiglernen von Schriftzügen nicht hinauskommt, schreibt einen Satz ab, den sie interessant findet; Mecé liest langsam aus dem Buch „Deus Negro“ vor, und im Lesen fragt sie: „Wie ist das eigentlich: Ist Gott nun wirklich schwarz/Neger?“ Edite stellt sich Gott braun vor (*moreno*), aber Rosalina findet: „Ja, er muss wohl schwarz sein, denn er ist demütig (*humilde*).“

Sooft ich mich an diese Bemerkung erinnere, erstaunt mich das in ihr geäußerte Wissen von Gott immer von Neuem, seine umwerfende Sicherheit und sein Inhalt. Da geht es um zwei Aussagen über Gott: „Er ist demütig“ und „Er ist schwarz, denn er ist demütig“. Was die Aussage „Gott ist demütig“ beinhaltet, wird deutlicher, wenn man weiß, wie die Armen das Wort „demütig“/„*humilde*“ sonst gebrauchen. Es gehört nicht – wie bei uns – zu einer religiösen oder altertümlichen Sprache, sondern zum alltäglichen, meistgebrauchten Wortschatz. Es sind nicht nur die Armen, die das Wort „demütig“ brauchen, um den Menschen zu beschreiben, der nicht meint, viel zu wissen oder zu können, der seinen Mitmenschen nicht das Gefühl gibt, ihm unterlegen zu sein, der nichts tut, um Beachtung zu finden und sich Achtung zu verschaffen. Demütig – so nennen vor allem die Armen sich selber, und sie sind es. Sie sind mittellos, ohne Macht, in ihrer Vorstellungskraft auf das Jetzt beschränkt; daher meinen sie nicht,

viel zu wissen oder zu können. Sie sind sich ihrer Unbedeutendheit bewusst, immer bereit zu warten, sich unterzuordnen: Wie sollten sie jemandem das Gefühl geben, ihnen unterlegen zu sein? Ihre gleichbleibende Freundlichkeit ist ihre einzige Verteidigung, sie treten nicht gern in Erscheinung, ziehen es vor, unbeachtet im Schatten derer zu leben, die sich Achtung zu verschaffen wissen. „Gott ist mittellos, schwach, langsam, anspruchslos, freundlich, scheu, unscheinbar ...“ – das alles steckt in der Aussage „Gott ist demütig“! Meine Reaktion des Befremdens ist eindeutig: So würde ich spontan von Gott weder denken noch sprechen.

Für mich hat das, was die Armen mit „demütig“ meinen, einen eher negativen Beigeschmack: Wenn sie sich selbst, dem eigenen Hoffnungswissen und der eigenen Fähigkeit des Widerstehens zum Beispiel, keine Bedeutung geben, wenn sie immer mit dem letzten Platz vorliebnehmen, wenn es ihnen nicht wichtig ist, sich Achtung zu verschaffen, dann machen sich die Armen selber noch ärmer; dagegen wehre ich mich. Für die Armen jedoch gibt es nichts Positiveres. Die höchste Auszeichnung, die sie für einen Menschen haben, ist es, ihn demütig zu nennen. Das bedeutet, er ist ihnen ähnlich, er ist ihnen nah, er vermehrt nicht ihr Leiden, er teilt es mit ihnen und erleichtert ihre Last; und das ist es, was sie von Gott wissen. Er ist ihnen ähnlich, darum wissen sie, dass Gott demütig ist. Dieses Wissen ist für die Armen so unzweifelhaft sicher, dass sie es zur Begründung eines noch nicht so selbstverständlichen, sondern erst neu entdeckten Wissens heranziehen: „Gott muss wohl schwarz sein, denn er ist demütig.“

Für die Armen ist diese Vorstellung, dass Gott schwarzer Hautfarbe ist, neu; sie muss besprochen werden, sie ist noch nicht Allgemeingut wie die Vorstellung, dass Gott demütig ist. Es sieht nicht so aus, als komme ihnen die neue Vorstellung gewagt vor. Sie ist ungewohnt – sonst würde Mecé ihr langsames Lesen vom „Schwarzen Gott“ nicht stirnrunzelnd unterbrechen; zugleich ist es ihr, der Negerin, wichtig, Sicherheit in Bezug auf diese Vorstellung zu bekommen, sonst würde sie nicht fragen. Die anderen Teilnehmerinnen der Erwachsenenschule finden es nicht unmöglich, über diese Frage nachzudenken. Sie nennen die Vorstellung eines „weißen Gottes“ nicht – vielleicht gerade deswegen, weil es die herrschende Vorstellung ist; aber diese verbietet es nicht, eine andere Vorstellung in Betracht zu ziehen, und sie wird auch nicht ausdrücklich dadurch ausgeschlossen, dass eine Teilnehmerin – übrigens die hellhäutigste in der kleinen Gruppe – sich dafür entscheidet, dass Gott wohl schwarz sein muss. Diese Entscheidung ist völlig inoffensiv; sie stützt sich einfach auf das

sichere Wissen „Gott ist demütig“ und auf die weit verbreitete Erfahrung, dass von allen Armen und Ausgeschlossenen die Neger diejenigen sind, die mit der größten Wahrscheinlichkeit demütig sind.

Über die Neger gibt es in Brasilien so viele offen diskriminierende Sprichwörter und subtil verächtliche Sprachwendungen, die gerade die Armen häufig gebrauchen, und eine so durchgängige – oft auch von ihnen selbst geteilte – schlechte Meinung, dass ich überrascht war, als ich hörte, wie diese Beziehung „demütig – also schwarz/Neger“ hergestellt wurde. Denn „demütig“ ist für die Armen zutiefst positiv. „Demütig“ hat immer auch den Sinn, eine alle Armen verbindende grundlegende Ähnlichkeit zwischen ihnen festzustellen. Wenn Neger als diejenigen unter den Armen gelten, die mit so großer Häufigkeit und Eindeutigkeit demütig sind, dass bei der Eigenschaft „demütig“ zunächst an Neger gedacht wird, sind Neger anscheinend auch diejenigen unter den Armen und Ausgeschlossenen, in denen diese sich selbst wiedererkennen. Das bedeutet, dass die Armen auch in der Aussage „Gott muss wohl schwarz/Neger sein“ eine grundlegende Ähnlichkeit Gottes mit ihnen feststellen.

Der unbefangene, klare Satz: „Gott muss wohl schwarz sein, denn er ist demütig“ besagt vor allem: Gott ist uns Armen ähnlich. Das Wissen dieser Ähnlichkeit ist Frucht eines Wiedererkennens – die Armen erkennen Spuren des ihnen wohlbekannten Leidens an denen wieder, die Gott sichtbar machen. Das Wissen der Ähnlichkeit Gottes mit den Armen ist auch Frucht von Erfahrung. Die Armen machen die Erfahrung, dass Gott ihnen nahe ist, so nahe und in seiner Nähe so treu wie niemand; und diese Gewissheit, dass Gott nicht von ihrer Seite weicht, in ununterbrochener treuer Nähe, begründet ihre Vertrautheit mit Gott, der mit ihnen zusammen unterlegen, ungebildet, hungrig, krank, ausgeschlossen ist und der es ihnen dadurch leichter macht, dies alles auszuhalten.

Gott als den Armen ähnlich und als ihnen Vertrauten, als demütig und daher auch als schwarz zu wissen – an diesem Wissen erstaunt mich seine Sicherheit im Sinne der Kühnheit, mit der einfache Worte der Alltagssprache zur Beschreibung Gottes verwendet werden, ohne sie einzuschränken, ohne zu erklären, dass man diese Worte im Grunde nicht verwenden kann, weil Gott ähnlich, aber zugleich ganz anders ist, ohne sie zu rechtfertigen und allen möglichen Gegenreden zu wehren. Das Wissen der Armen von Gott kommt wehrlos daher, ohne sich zu verteidigen und auch ohne anzugreifen. Seine Kühnheit lässt mich an die Seligpreisungen der Armen denken, die reinen Herzens sind und Gott sehen werden.